

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allensauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samsstag, 19. November 1932

Nummer 78

Die Flut.

Totenfeier-Beilage von Paul Richard Hensel.

Unheimlich laut klangen die Glocken der Dorfkirche durch den Nebel, der dämmerig zudeckte, was die Flut in der Nacht an Unheil gebracht hatte. Aus der Schär der aufgeregenen Fische vor dem kreuzgeschmückten Portal löste sich Marie. Ihr Gesicht war hart, und die Erbitterung schwang noch in ihr nach, die vor einer Stunde sah in ihr aufgestanden. Das Wasser hatte auch das Grundstück Peters, ihres Nachbarn, überflutet, und der hand hilflos mit ein paar anderen auf der Straße. Gerade als Marie aus ihrem Hause kam. Da trat sie an ihn heran, zum ersten Mal seit Monaten, das Gesicht verzerrt, und schrie:

„Werst Du es, daß Totenfeier ist? Er ruft Dich — hat er Dich nicht mitgenommen? Denkst Du heute daran...?“ Peter schweig und sah sie nur an. Mit demselben unheimlich ernsten Blick, der sie damals traf, als das Boot, mit dem ihr Mann und Peter hinausgefahren waren, mit Peter allein zurückkam und sie ihm hemmungslos die schwerste Aufgabe ins Gesicht schrie. Man hatte sie zu bezeugen versucht, aber was konnten denn die anderen?

Sie war jung, und Peter gefiel ihr. Sie fühlte sich wohl in seiner Verliebtheit, ohne sich Gedanken darüber zu machen. Aber geirrt hat sie dann Jens Mörner — man heiratet aus mehr Gründen als nur aus Verliebtheit — und daher gedachte, nun ist alles anders zu Ende. Aber sie irrte sich. Es war, als ob das jetzt unerschöpfliche Peters Empfindungen noch gesteigert hatte. Es war ein Kampf im Verborgenen, Jens erfuhr davon nichts, aber Marie fühlte, daß er von Peter gepöbelt wurde. Dann kam die Nacht, in der die beiden Männer zum Fischzug draußen waren und der Sturm sie überdeckte. Das Boot kehrte, und Peter kam allein zurück, vom Segel gegen Morgen aufgeföhrt. Und das glaubte Marie nicht. Sie hatte behend am Strand gestanden, gewartet, und da kam unvermittelt der Gedanke: Der Sturm war es nicht — es war Peter! Niemand vermochte sie umzustimmen. Sie verschloß sich allen Leuten im Dorfe. Als wollte sie jetzt gutmachen, was sie vielleicht ungewollt gescheit hatte, als Jens noch da war. Sie traute ihm um ihn, dann bestimmte man sich nicht mehr um sie. Aber was sie schließlich verbittert machte, war nicht allein der Verlust des Mannes, sondern ihr Jungsein, das sich nicht damit abfinden konnte, abgeperlt und stillgelegt zu sein.

Dieser Tag, an dem die Toten ein Gedächtnis für sich forderten, rief dies alles wieder in Marie wach. Langsam schritt sie durch den Nebel ihrem Hause zu. Die graue Wand war so dicht, daß man kaum drei Schritte weit sehen konnte. Aber dies Unsichtbare schien selbstam lebendig zu sein. Jeder Laut war näher gerückt, der Blick war verzerrt, das Ohr jedoch wach.

Da blieb Marie stehen. Sie hatte Peters Stimme vernommen, eine andere Stimme neben ihm. Das war der alte Anders, sie erkannte es sofort. „Ruft mich nicht falsch verstehen, Peter. Aber ich hab' mir an deiner Stelle ein anderes Dorf gesucht. Die Küste ist lang. Diese Nachbarschaft, und überm Baum vielleicht immer ein vorurteilvolles und feindseliges Gesicht — nein...“

„Recht war es auch nicht, Anders, kannst es mir glauben — Du, ich will es Dir sagen: Damals, als wir feierten, der Mörner und ich, rief er mir zu, ehe er für immer untertauchte: 'Weißt Du Marie, daß sie nicht allein!' Er wußte, daß ich selbst zu schwach geworden war, um ihn zu halten. Es wäre sinnlos gewesen, nach ihm zu tauchen, denn dann wäre niemand wiedergekehrt. Und was sollte aus Marie werden?“

„Im, das verstehe ich nicht. Ihr lebt doch, als wäre das ganze Meer zwischen Euch.“

Peters Stimme wurde gedämpfter. „Jens wußte nicht, wie es um mich stand. Sein Haus war verschuldet. Er ließ sich von mir. Es war sehr viel — aber Marie sollte sorglos sein. Du kannst Dir denken, daß man das Geld schnell eingetrieben hätte, wäre ich auch draussen geblieben.“

„Aber warum hast Du ihr das alles nie gesagt?“

„Da wurde es still. Nur ihr Herz hörte Marie klopfen. Und dann fiel sie, tief und stand plötzlich vor Peter, sah ihn an — ich habe das Schicksal von ihm geglaubt, und er hat schon gut an mir gehandelt, als der andere noch lebte. Weiter konnte sie nicht denken.“

Anders war leise gegangen. Da sagte Marie, und sie konnte es nicht hindern, daß ihre Stimme noch feindselig klang: „Man spricht nicht so laut im Nebel, Peter.“

Der Fischer sah über sich auf, aber dann ging sein Blick an ihr vorbei. „Ich habe zu Dir nichts gesagt, Marie.“

Da packte sie ihn an: „Und warum nicht? Warum nie zu mir?“

Er schob ihre Hand langsam zurück. „Wir hatten miteinander nichts zu schaffen. Ich tat, was ein Vater von mir erwartete. Und wenn es wahr ist, daß er heute uns nicht und neben uns steht — er wird nicht unzufrieden mit mir sein.“

Die Hände fielen der jungen Frau herab. Müde und einsam fühlte sie sich. Ja, wenn Jens heute sie fäße! Sie hat um ihn getrauert, sie hat sich eingeperrt. Wollte er das? Sie hat die Menschen gehaßt, und wenn sie eines Tages verlassen und in Not ist — kann er dann ruhig schlafen? Und da sah sie auf einmal ein ganz anderes Licht in den Augen des Mannes, die füllte auf ihr ruhen.

„Peter“, sagte sie, und ihre Stimme klang heiser, „ich glaub' Dir nicht. Sei still! Ich glaub' Dir nicht, daß Du das nur um Jens getan hast...“

„Nein, Marie, aber das andere, was Du nicht ausspricht, das kannst Du glauben.“

Scheu und verwirrt war sie. „Aber dann, Peter, dann“ — sie sah nach dem unter Fischen stehenden Hause Peters hinüber — „wenn Du mich jetzt nicht allein lassen willst, dann können wir uns doch gegenseitig helfen...“

Peter legte den Arm um Marias Schulter. So gingen sie in ihr Haus.

Der Tod des Sophokles.

Skizze von Franz Kabel-Weimar.

Die drei Söhne des Sophokles traten vor die Obrigkeit und klagten auf Entmündigung ihres Vaters. Der älteste und klügste, der einzige zum Wohl des Staats, wie die hohen Herren wußten — die Waffenschmiede des Großvaters weiterführte. Tant der vielen Kriege, unbrüchlich, wie sie verging. Dazu brauche er das Wohnhaus des Vaters, der ja als alter Mann von einundneunzig mit einer Sterbekammer genug habe. Der Vater wolle das nicht einsehen, was klar aus Gesichtszügen deute. Der zweite Sohn erinnerte an seinen Großvater. Eben jetzt könne er die schönen Bäume des Hausgartens glänzend verkaufen. Der Vater habe sie nicht, weil er in ihrem Schatten zu dichten genötigt sei. Darüber müsse doch jeder vernünftige Mensch lachen. Der Jüngste gab zu Protokoll, daß die Republik Athen in ihrer Verfassung freie Bahn dem Tüchtigen beschaffen habe. Nun wolle die ganze Welt, daß ein junger Mann tüchtiger sei als ein alter. Er habe zwei Zeimter, spränge sieben Meter und dicke auch Drame. Sie würden

Letztes Glück / Skizze von Herbert Schlüter-Hamburg

Bogetind betrat der Reder den dunklen Raum, 1909 leise die Tür und ging mit schwebenden Schritten an den Schreibtisch, wo er eine Weile mit aufgestützten Händen ungeschlüssig stehen blieb. Dann entzündete er mit gewohntem Handgriff die Stielampe und ließ sich erschöpfte in den Sessel fallen. Sein Blick schweifte verloren durchs Zimmer, über die christlichen Schränke und Tische, glitt ab von dem hohen Delbald des Vaters, des Gründers der Firma, und haßte endlich auf den rings unter Glas stehenden Schiffsmodellen der Rederflotte. Den schmerzenden Kopf an die Lehne des Sessels gelegt, betrachtete er voll Wehmut die stolze Reihe. Wo waren sie, die hohen Segler, die schnellen Dampfer? Pflügten ihre Kiele die fremden Meere, brachten sie die Güter deutschen Fleisches an ferne Küsten? Trugen sie frohe Reisende an die Sträßen südlicher Schönheit? Ah nein, sie lagen irgendwo still, undemant, in einem abseitigen Hafenbecken, Reihe an Reihe mit den vielen, vielen andern, besserer Zeiten harrend...

Der dumpfe Warnruf eines Dampfers zerrte die Stille. Aufstöhnend bedachte der Reder die Augen mit der Hand, ein Krampf erschütterte ihn, tief neigte er den Kopf — der alte Mann weinte.

Jemand pochte leise an die Tür. Er richtete sich auf, auf, trocknete hastig die Augen mit dem Hemdsärm und rief halblaut: „Herein!“, aber der im Dienste der Firma ergaunzte Bote, trat ein.

„Aus, Olfers, was ist? Sind die Herren weg?“ „Ja, Herr Haller, ich habe sie eben hinaus gelassen.“ „Es ist gut, Olfers. Sie können auch gehen. Wieder mal spät geworden, heute abend.“

„D, das macht ja nichts, Herr Haller.“ Der Alte schweig, ging aber noch nicht, sondern blieb zögernd stehen. Seine wachstüchtigen Augen hingen in bangen Sorge forschend an dem Gesicht des Chefs. Der hob endlich den Blick. „Ist noch was?“ Beinahe erlöst fand er in den Augen des Boten einen suchenden Schein von Kummer und Mitleid. Da fiel mit einem Male die Schranke zwischen Herr und Diener. Leise sagte Haller: „Ja, Olfers, nun ist es soweit.“

„Ah, Herr Haller, ist es denn gar nicht mehr zu ändern?“ „Nein, ich habe alles versucht. Sie wissen ja selbst, der Handel kocht, und die Schiffe liegen auf. Ja, wenn wenigstens noch Aussicht auf eine Besserung da wären — aber so... Die Herren eben, die konnten sich nicht mehr helfen. Es ist kein Geld da, Olfers. Morgen muß ich den Konkurs anmelden.“

Das gefurchte Gesicht des Boten verzog sich zu einer rührenden Grimasse des Schmerzes. „Das schone, alte Geschäft!“ Und dann, leise: „Was wohl der junge Herr dazu sagen wird?“

jedoch nie aufgeführt, weil die Preistrichter erklärten, an einem Sophokles sei es gerade genug. Vor einunddreißig Jahren ist der Vater bereits mit seinem „König Oedipus“ durchgefallen, von „Teutros“ und „Philoctetes“ idamoll überhaup zu schweigen. Trotzdem will er nicht ablassen, der Sturzfall sei nach sachmännlichem Urteil typisch für Altersverblöbung.

Damals war die Zeit, als der Kulturstaat Athen von Männern der Faust regiert wurde. Kleon, der Gerber, leitete die Justiz- und Familienachen, wesshalb er sich beim Dolzhändler leise erkundigte, wieviel er für den Saal Ande verlangen würde. Nikias, der Soldknecht, vertrat die Kriegsanlagen und fragte mit der Fingerprobe der Waffenkammer nach seinem Anteil. Hyperbolos, der Redebeschwörer der Kampfnachher-Juni, hand als Oberpriester dem Kultus vor und hatte den hochmütigen Tragedien im Kalten. Alle laden sie den Bürger Sophokles vor, damit er in eingehender Rede öffentlich seinen Geisteszustand erweisen könnte. Denn geistliche Vorschriften beobachteten sie buchstäblich genau, was sie Gerechtigkeit nannten.

Der Markttag war voll Menschen. Die Stammfische hatten sich eingeschunden und drückten die wenigen trauernden Freunde des Weisen in die Ecken der Wandelhallen. Alles freute sich auf den Späß. Die Wühlschilde hielten ihre Brustschreier bereit, die Wundwörter der Redeschiffe und Knüttel.

Aber die Dichter betrat die Rederbühne und sah milde lächelnd auf die grinsende Menge. Er dachte an die Wirtskämpfer um den tragischen Kranz; an Aischylos, der nichts von den Menschen wußte, aber das Göttliche in ihnen trug, an Euripides, der sie zeichnete, wie sie sind, an die eigene Art, sie darzustellen, wie sie sein sollen — Aischylos war lange tot. Euripides starb, verbannt und vergessen. Ich selber lebe noch, wie ein Geistes aus der Zeit, als Athen in irrlabende Zukunft sah. Die Menschen des Euripides haben das Göttliche des Aischylos verloren. Aber der Spiegel des Sophokles ist noch nicht zertrümmert.

Die Menge fing an zu ipoten. Die Pause dauerte zu lange. Da sog der Oeres eine Mülle aus dem Mantel und begann in der vornehmen, geistlichen Art zu lesen, die einst die Menschen gelehrt hatte, daß Kunst überredete Natur ist. Und er las den Männern von Athen von dem ewigen Schidial der armen Menschen, die aus taubem, bösem Augenbald Kaudes und Böses tun, unwissend der Folgen, die sie, ihre Kinder und Enkel eben doch bitter büßend tragen müssen. Er las von der erbarmungslosen Gerechtigkeit der sich Sicher-glaubenden, die doch nur Eitelkeit und Ueberhebung ist —

Das Raunen und Wachen war eingediffert. Die armen Leute fühlten ihr dunkles, unverständliches Leben erhellt. Auf den Stufen und Geländern lebten und lagen sie. Die Vercher des Geistes traten leise näher, und die Vorlefte machten ihnen ehrendvorige Platz. Aus den Schulen und Spielhöfen waren die Knaben und Mädchen herbe geschlichen und lauschten in eng geschmiegten Gruppen um den Fuß der Kanzel. Ihre großen Augen hingen am Munde des Vaters, der ihnen und ihrem Volk vom höchsten Menschen erzählte, von jenem, der einseht, daß er sich offen muß für alle seine Brüder und Schwestern, um ihnen Mut im Lebenskampfe zu machen, sie Größe vor dem Gesicht zu lehren, sie von der Heiterkeit auch im schweren Tod und vom großen Verzeihen wissen zu lassen. Das ist die Erlösung, wenn die Völker zu solchem Beispiel wieder für ein Nabruandem lernen, daß der Mensch größer ist als jedes Gesicht, wie uns hier das Los des Oedipus aus Kolonos lehrte.

Blatt für Blatt war aus der Hand des Dichters auf die Marmorplatten derab gegliedert. Niemand wollte daran zu rühren. Jetzt flatterte das letzte. Heilige Stille lag über dem Markt. Das Volk spürte den Gott. Der Dichter sah hoch aufgerichtet in die untergehende Sonne. Er strich sich über Stirne und Augen, annerte schwer auf und griff sich nach dem Herzen... er wollte... und die zugewandten Freunde ließen den Toten nidergleiten. Die Jünglinge und Mädchen lachten lebend in die Knie, mit nassen Augen und trogigen Stränen. Sie schämten sich ihrer Weichheit und waren doch glücklich darin. Der Gruppenführer aber besann sich auf einen

Haller erschraf. Der Sohn! Der wollte jetzt in Südamerika und wußte noch nichts... Da wurde sie wieder wach, die bange, quälende Frage: Habe ich Schuld, tat ich alles, diesen Sturz zu verhindern? Der Reder suchte halt am Anblick seines Vaters. Die ersten Augen des Bildes sahen über ihn hinweg auf den Hafen, dessen Vichter in langer Kette weithin die Ufer säumten. Haller besann sich, Gleich wollte er dem Sohn schreiben. Er legte sich Papier und Feder zu recht. Seine Hände bebten.

Der Alte ging. Haller überhörte seinen leisen Gruß, er sprach schon mit dem Sohn, gab Rechenschaft ab über seine Geschäftsführung, stellte endlose Zahlenreihen aus dem Gedächtnis untereinander, wie sie sich dem Gehirn in stundenlangen, täglichen Verhandlungen unversichtlich eingepägt hatten, bedachte mit eiliger Hand Seite um Seite, dann legte er endlich aufatmend die Feder hin. Nun wußte er wieder: Ihn konnte kein Vorwurf treffen. Was menschenmöglich war, er hatte es getan; nur gegen die Not des Tages hatte er nicht ankämpfen können. Er trat ans Fenster. Verlassen, unheimlich äde lag der Hafen. Eine Parafie stampfte mit hämmerndem Motor gegen den steifen Westwind an.

Haller las noch einmal den Schluß des Briefes: „Es ist mir ein tiefer Schmerz, lieber Sohn, daß ich Dir das Erbe meines Vaters nicht übergeben kann. Ich weiß, Du wirst darunter leiden. Sei still, trage es stolz, lieber Junge! Möge Dir das Blut Deines Großvaters, dessen Jüde Du trägst, Kraft und Gabe mit geben, wie er das Werk von vorn anzufangen, das ich Dir nicht erhalten konnte. Ihr werdet es schwer haben. Du, ihr Jungen alle, denn alles müßt ihr Euch selber schaffen, alles...“

Begeistert atmete Martin Haller auf. Mit diesem Brief hatte er alle Zweifel und quälenden Selbstvorwürfe abgetan. Er öffnete das Fenster. Der Westwind fuhr kühlend ins Zimmer, trug das Geräusch ferner, nachlässiger Arbeit herein, Stahlklang und Hammerflagen. Wie wohl das tat! Er schloß die Lampe und schenkte sich füll in den Sessel zurück. Regentropfen nähten seine Stirn, er spürte es nicht. Wie ein erregendes Bad genöß er die dunkle Stunde. Seine gepeinigten Gedanken fahnen neuen Mut. Seine vom lauten Lärm des Tages ermüdeten Sinne belebten sich und waren, wie von neuer Jugend durchflutet, weit ins Dunkel gespannt. So sah er lange. Da ward ihm, den plötzliche Müdigkeit überfiel, das Glück eines lichten Traumes.

Aus ungeheuren Höhen kommend, schwebte er, von einem sanften Wehen getragen, über die Gassen hin, genoh beglückt den Anblick des besonnenen, blindevnden Stromes, das schimmernde Bild eines von ewiger Tätigkeit belebten Hafens, an dessen Raus frachtschwere Schiffe aus allen Ländern mit flaggenbunten Masten lagen. Da polterten die Güter in die

Vers aus einem andern Werk des Verehrungswürdigen. Sie hatten ihn alle einst geliebt, erschüttert und stolz geföhrt: „Angeheuer ist viel! Doch nichts Angeheuer als der...“

es bemalte ihm die Jünger. Er sah die Menschen an, die so ungeheuer sein sollten, und fand sie klein, erbärmlich, arm. Er sah den gequälten, belebenden Toten an, daß plötzlich verstand er den tiefsten Sinn des Gebotens: Die große Güte der höheren Gerechtigkeit. Und nun wart er die Arme empor und betete glühend, schön in seiner Erregung:

„Angeheuer ist viel! Doch nichts Angeheuer als der Geist!“

Das junge Gesicht wiederholte feierlich den Spruch einer neuen Zeit. Dann hoben sie den Emiclieten hoch und trugen ihn auf gefüllten Armen zum Tempel hinan.

Vom Hümeisgebrüch strich der Vogel des Zeus herüber, der Adler, der dort horchte. Aus seinen Fängen fiel ein Lorbeerreis. Der Abendwind wühlte es spielerisch und legte es ehfrühlich liebede auf die Stirne des Toten.

Ruh'n in Frieden...

Skizze von Gertrud Klich-Gleiwitz.

Im Spätherbst des Jahres 1818 ging ein einsamer Mensch durch die Straßen einer Stadt. Er trug keinen Hut, und der winterlich scharfe Wind wachte ihm ewig krauses ungedornetes Haar noch mehr in Unordnung. Der Mann war klein und unterseht, der Rücken krümmte sich unter einer lästigen Haltung. Die Schultern, breit und maffig, schienen gleichwohl kraftlos nach vorn eingeknallt.

Der Mann ging höflich, als sei er auf einer unaussprechbaren Flucht. Er sah nicht rechts noch links. Seine Sinne waren nach innen geböhrt, als bewege ihn Ungeheures und peitsche ihn einer Lösung entgegen. Mandmal grüßte ihn einer, den er nicht gedachte, einmal sprach ihn aus einem Kaffeekaufe ein Freund an, da erwachte das unbehagliche Gefühl hinter der groben Brille in die Wirklichkeit eines grau verdämmerten Novembertages. Der Wand öffnete sich zögernd zum erlennenden Lächeln. Die breiten Lippen gaben schwerfällige Antwort: „Ja, grüß Dich Gott, Schöber, gut... ich treffe Euch heut' in der Ungarischen Krone.“

Als wäre keine Unterbrechung seiner Gedanken und Elegien gewesen, wanderte er in seiner gewaltigen Einsamkeit weiter.

Wien! Wien! Er war aus einem schönen Sommer in Ungarn wieder nach dieser geliebten Stadt zurückgekehrt. Er brachte eine große Sehnsucht nach heißem Leben heim, nach Freude, Kaden, nach Freunden und geselligen Abenden mit den wenigen, die ihn verstanden; denn in der fremden Welt von Jelsig zwischen Menschen, die ihn bezahnten und als eine Art Kalai behandelten, war er ganz allein, mußte er sich selbst alles sein. Obwohl er schon damals in der ungeschönten Demut seiner Seele die Beglückung trug: Schübert zu sein, der Mann, der an die Sterne reicht — sublimi feriam sidera vertice!

Aber sein erster Liebste nicht zu Spain, Schöber, Mayrhofer, Zenn. Kein, keine heilige Bewußtheit von Wien war Diercke Grob, die er mit der scheuen Angst eines unbedeutenden Menschen liebte.

Es lag Novembernebel über der Welt, aber in seinem Herzen verbrannte eine stille Sonne frühlingshafter Verheißung. Nichts blühte mehr. Die Luft roch kalt nach Schnee. Aber seine Seele war ein heimlicher Garten im Mai. Eine ganz leise ungewisse Freude rieselte warm durch seinen kranke Körper, daß „seine Welt“ so sagen würde.

Aber Diercke Grob begabte ihm mit peinlicher Zurückhaltung: Sie stand vor der Beirat mit einem Bäckermeister... Er geht durch die Vorstadtgassen, wo schief die kleinen Häuser der Arbeiter und Handwerker stehen, wo es nach Armut und Leid riecht. Er hört raus einen Mann schelten.

Räume, da säumten sie sich, von freischwebenden Winden und raffen Kranen aus Schiffsstößen geböhrt, hoch auf in den Schuppen. Schieber und Baraffen brühten wendig hin und her, dröhnend hallte der Aufstolzer Dampf über's Wasser, froher Jura, derber Scherz flogen von Bord zu Bord. Jetzt, seit des Stromes hämmerten die Werften, blühten im regen der Eisengewirr der Helgen die Schweißapparate, klangen die Eisenplatten, dröhnten im Takt die Schläge der Mäler. Martin Haller überblickte das Gewimmel der geschäftig am Ufer eilenden Menschen. O Glück! Keiner stand müßig! — Ein schlanker, hochbordiger Dampfer löste sich von der Brücke zu weiter Fahrt. Auf den Decks, am Ufer winkende Menschen. Die Ferne lodte. Leben, o Arbeit! Die Welt hatte Segen und Platz genug — und Doffnung für alle...

Stromabwärts trug Haller jetzt der schwebende Flug. In seiner Rechten zog sich ein hohes, bewaldetes Ufer hin. In einer grünen Höhe glitt er leicht nieder, stand aufrecht im frischen Winde, zog sein Herz voll mit dem Leuchten des Bildes zu seinen Füßen.

Der Schläfer bewegte sich. Sinnend suchte er in der Dämmerung zwischen Schlaf und Wachen aus der Unklarheit des Traumes vorzuziehen zum Begreifen, als er von neuem dem Traume verfiel.

Er sah plötzlich einen Mann neben sich auf dem Hügel stehen, den er vorher nicht bemerkt hatte. Er erschraf. War das nicht — sein Vater?... Da sah ihn der Mann an. Haller erbeute vor Freude, es war sein Sohn. Zwar, selbstam genug — waren denn Jahre vergangen? — schon mit einem weißen Schimmer in dem vollen Haar, schon mit den Faltchen der Sorge in den Augenwinkeln, aber der Mund lachte noch immer so jung, die Stirn stand noch immer frei über den klaren Augen. „Vater“, der Sohn deutete mit der Rechten über Stadt und Hafen, „sieh, unsere Heimat! Wir haben sie wieder groß gemacht, ihr wieder Arbeit und Segen gegeben, wir, wir Jungen.“ Haller sah die Stadt und ihre rastlose Arbeit fern im blauen Dunste liegen. Er grüßte sie mit seligem Lächeln. „Daß Du mich dieses noch hast sehen lassen, Herr!“ Da trug ein Windstoß seine Seele aufwärts ins Blau...

Am Morgen fanden sie ihn. Sein Kopf ruhte, leicht zur Seite geneigt, an der Lehne des Sessels. In seinem weichen Haar spielte der Wind, sein lächelndes Antlitz war voll Frieden, als wäre es noch aufgetan der lichten Ebau, die ihm das glatte Gesicht bei seinem letzten Versuch verpönte. Die ihn gefunden, fanden seine letzte ehfrühlich schwebend in scheuem Staunen. Die armen, in Not und Wirtnis des Tages verstrickten Menschen wußten den Schimmer beglückter Hoffnung auf dem Antlitz des Toten nicht zu deuten.

ein Kind hohl und heiser weinen, und sein Herz wird voll einer dumpfen Düsternis. Warum gibt es so wenig Freude in der Welt, so wenig Licht, so wenig Grot? So wenig Glück für ihn und die vielen, die arm und ausgehöhen sind wie er? Er arm? Er, der unermessliche Reichtümer von Melobien zu verheiraten hat? Niemand weiß, daß jenes Wunderkame, Lachend-Argewaltige, daß seine Weib, Jenes, Symphonien aus einem unendlichen Schmerz der Schöpfenden geboren werden, aus einer großen Verlassenheit des Verzeins, aus einem Alleinsein, das nicht mehr von dieser Welt ist. Er möchte sich mit vollen Händen weggeben, er fällt sich erschöpflich wie Gott, Müßig streut aus ihm, haltlos, uferlos, erwig. Er verstrickt mit ihr sein Leben. Strickt sich denn kein Hunger nach solcher Fülle aus? D, er beglückt einige Freunde; aber er weicht, er singt vor den verschlossenen Türen der Welt.

Es beginnt in kalten Schauern zu rieseln, der einsame Mensch spürt nicht Regen noch Kälte. Es wächst etwas in ihm. Eine heilige Wehmut hilft seine Verzweiflung ein. Schmach von Tausenden klopft in seinem Blute, alle Unvermögen der Welt, veräurtes Glück, verdorrte Liebe, gestorbene Leben. Das raucht wie ein Weinen durch seine Abgeschiedenheit, das durchstößt ihn wie ein Sturm von Tränen.

Das Tote faßt ihn mit verlagenden Händen an, steht mit Augen zu ihm auf, die leer und ohne Hoffnung sind. So ohne Hoffnung, wie sein kleines Geheimnis um Diercke Grob, Regen und Wind wehen eine Melodie in sein Blut, einan, weit, groß und von Schluchzen durchbohrt: die grandiose Stille des Sterbens. Ruh'n in Frieden alle Seelen.

Es ist ihm nicht gegeben, seinen eigenen Tod zu sterben. Noch nicht. Für ihn gibt es eine arme, hilflos lachende Verwundung, die wie eine Komödie des Absterbens ist. Und dementen will er verlaßt und ausgehöhen wird. Um die langsame seine Kraft untergräbt, sein Leben aufricht. Aber er kann sich erlösen in Frieden.

Die Stadt ist längst hinter ihm, immer noch wandert er, obwohl dunkel und traurig der Abend niederbricht. Es ist, als ginge er nicht allein, als wächte ein Zug unsichtbarer Menschen hinter ihm her. Schatten von Menschen, die nicht mehr sind, die noch vor ihrem Leben starben. Die sich an sein Herz klammern und in seinem Blute aufsteigen wollen:

Eine namenlose Schaar armlastiger Kinder, die niemand wünschte und keiner lieb hatte, die, kaum geboren, schon ihren Traum vom Leben vollendeten; Mädchen, in der garteligen Stöße ihrer Blüte gedrohen, grauam und verblüddelt von der blinden Welt aus dem Dain gelöhnen, ertrunken in einem Meer von Tränen... Seelen, Seelen, eine traurige Gefolgschaft Abgeschiedener, Verbannter, Verdorbener.

Er verlangsamte seinen Schritt. Er hält aufatmend seine Flucht an, als wäre er an einem Ziel angekommen. Um ihn ist der Abend, eine Schlucht von Schwärze. Die Welt umwächst ihn wie ein Rindhof, weiß, voll Müdigkeit und trant vor blaßem Vergehen. Er spürt eine winde Abwehr in sich, eine Beschwörung des Todes zum Frieden. Noch nicht!

Alle... Seelen... ruh'n... in Frieden!

Er ist noch zuviel Leib, zuviel Leben, zuviel Hunger nach Irdischem. Aber Unausgesprochenes verbindet ihn mit jenen, eine Brücke der Liebe. Ströme von Jntrunst überbrausen sein Herz. Fluten dunkler Sehnsucht branden über ihn hinweg, Melodien, die Gebet und Schrei und Erlösung sind und die ewige Bitte: Alle Seelen ruh'n in Frieden!

Er eilt heim, getrieben von der schmerzhaften Gewalt einer neuen Schöpfung, die ans Licht drängt. Alles Ramentos zwischen Himmel und Erde, alle Nacht aus dem Kampf von hier und dort, allen Schmerz des Lebens und alle Lust des Vergehens preßt er in sein neues Leib, in die große Totenitane: Ruh'n... in Frieden... alle... Seelen!

Der Richtigkump ist längst herabgebrannt. Erschöpft, den Kopf müde auf die Tafen des Spinnets gebettet, in der Hand ein beschriebenes Blatt, so finden ihn die Freunde, die ihn des gebens erwartet haben.

Am verglühenden Blätter erzählt von Otto Fabian.

Die Ruhe der letzten Tage hält an. Sie erhöht den Reiz verblicher Klarheit, der über das zerstampfte Feld ausgegossen liegt. Aller Kampflärm ist beschwichtigt, und der Himmel blüht mit müder Güte auf das eigenwillige Geviert der Gräben hernieder.

Am Stolleneingang, leicht an die Holzumrahmung gelehnt, steht Wegmann, der Philosophiestudent. Er steht da wie verjüngt, wie heimlich ringend, daß der Sinn eines dunklen Wortes sich ihm erschließen möchte. Nichts, er hat sein Büchlein in der Hand, ein schmales, graues, abgegriffenes Büchlein mit zerlesenen Blättern. Wir wissen es: Er liest im „Faust“. Immer und immer wieder, daß man meinen sollte, er müßte die ganze Dichtung bald auswendig herlesen können. Mandchmal hebt er den Kopf und läßt die Augen am Himmel entlang wandern. Kleine blaue Wolken segeln langsam gegen Westen. Das feurige Sonnenrad steht über fernem dunkelschattenden Waldern. In Wegmanns Augen glimmt es auf wie plötzliches Erinnern. „Was für einen Tag haben wir heute?“ ruft er in die dümmrige Stolleneinfassung. Man hört keine Frage nicht, man hat da unten Wägen zu tun. Die halbe Gruppe Wegmann drischt seit einer Stunde einen handfesten Eilat. „Verboten spielt Ihr heute wieder, ganz verboten!“ prollt Wänters tiefer Bass. Karten schellen auf den Holzstisch. Einem Augenblick ist erwartungsvolle Stille. „Nicht mal mischen kann er“, rüht Wäntersmann und knallt mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten tanzen.

„Weiter! Sag was!“ mahnt Wänters mit immergleicher Belasheit. Wir hören ihn gern sprechen, den kernigen Holzschläger mit dem heiteren Gemüt. Alles an ihm atmet die Ruhe heimlicher Wälder.

„Was für einen Tag haben wir heute?“ Wänters hört die Frage wohl Ungeduld und wendet den Kopf nach oben. „Sonntag ist’s!“ „Sonntag, richtig. Totenpfingsttag, wißt Ihr das?“ Die Antwort bleibt aus. Es wird merkwürdig still in dem halbdunklen Erdloch. Die Spielwelt veräuscht. „Um — ja —“ grübelt Wänters. Dann folgt ein langes bedeutungsloses Räuspern. Seine Hand mit den Karten fällt schwer auf den Tisch.

„Dahin denkt man jetzt an unsere Toten.“ Es ist ein schöner Brauch, hört man Wänters sprechen. Seine Worte füllen den engen Raum. Wegmann steht immer noch mit dem Rücken gegen die Holzumrahmung. Jemand kommt hinter der Schulterschleife hervor. Es ist Wänters, der Kompagnieläufer.

Ein mächtiger Kranz aus Tannezweigen und Herbstblumen leuchtet ihm voraus. Wänters der Herrin, wie der Kranz in seine Hände gekommen ist! Er bringt schließlich alles zustande. „Wohin?“ fragt Wegmann. „Zum Friedhof der Zweinachtzigen. Ein Gruß der Kompagnie an alle Gefallenen. Wer den Kranz kriegt, ist gleich, muß zu verstehen.“

In der Stolleneinfassung tauchen die Gesichter der Kameraden auf. Und wie das manchmal plötzlich und ungeahnt so über Menschen hereinbricht: Alle halten auf einmal den Helm in erdigen Händen und senken andächtig den Kopf. Wegmann spürt ergriffen den schlichten Ernst der Männer, über die das Spiel keine Gewalt mehr hat. Der herbe Duft des Kranzes weht noch im Graben wie ein laises Wänters an den ewigen Wandel aller Dinge.

„Peng — peng — peng —“ läßt sich im Abschnitt der zweiten Kompagnie der Krieg hören. Und „Gut!“ zischt auch schon der erste Schuß aus dem feindlichen Grabengeschütz. Wegmann hebt witternd die Nase. Ein niederträchtig heimtückischer Eisenpuder ist dieses Grabengeschütz. Pöflichen Abfuhr und Einschlag findet nicht ein einziger wackelnder Atemzug Raum. „Kommt rein!“ Sie kriegen’s wieder stärker da drüben“, ruft Wänters. Er ist wieder ganz hellhörig. Die Köpfe der Kameraden verschwinden im Halbdunkel. „Wumm — schiit!“ Noch ein halber Atemzug.

— Wegmann liegt auf der Grabensohle. Sein Büchlein, im Hinführen aus der Hand gescheitert, durchmisst den leeren Raum. „Schiiii — — rum —“ Es prasselt mit verbissener Wut. „Dante!“ brummt Wänters, der unterbessliche Spötter. Sie horchen, warten auf den nächsten Abfuhr. Nichts geschieht. Wegmann kommt langsam hoch. „Zeufel!“ leucht er. „Gut gehabt!“ Er will in den Stollen, kauft, traut seinen Augen nicht. Am Holzrahmen steht sein Büchlein, von einem Eisenpfalter aufgespießt. Es ist ein längerer dünner Splitter und steht aus wie der knöchernen Finger einer Totenhand. Wegmann denkt, was mag Faust wohl sprechen an der Stelle, auf die der seltsame Finger zeigt? Er macht einen Schritt vorwärts und liegt mit lauter Stimme:

Verwonne Störung! Wänters dringt sie ein.

Doch diesmal soll dir’s nicht geraten, leeren Hauchs Erschütter zu die Lüste. Hier ist nicht Gefahr, und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Traum.

„Gut ist das.“ Sehr gut. Immer trifft Du in Deinem Buch das Rechte. Ein wunderliches Buch“, sagt Wänters. Wegmann hat den getragenen „Faust“ abgenommen und poliert in den Stollen.

„Dies was, das für heute paßt!“ bettelt Wänters. Wegmann kann nicht widerstehen. Er wendet die Seiten. „Hört zu!“

Doch ersticht neue Lieder. Steht nicht länger tiefschweigend, denn der Boden zeigt sie wieder, Wie von je er sie gesagt.

„Schön ist das. Sieh tapfer halten, was man!“ sagt Wänters nach einer langen Pause. Seine Augen sind ganz hell, und im Ton seiner Worte taucht es wie Verblüffung, die Welles davonwirdeln, um Wänters den Raum zu schaffen.



Der Auszug der Seelen.

Indische Skizze von G. Wilhelm Sandrad.

Jogendra Singh trat vor sein Haus. Er lehnte sich gegen den Türpfosten, denn er fühlte sich ein wenig schwach nach dieser aufregenden Nacht ohne Schlaf.

Doch sein Gesicht war froh und glücklich. Dort drüben im zweiten Raum lag Sanna, seine junge Frau, auf der Matte, und in ihrem Arm barg sie den Erstgeborenen.

Sie schliefen beide, die Frau, auf die er so stolz war, weil sie die Schönste im Dorf war und Ohringe aus reinem Gold mitgebracht hatte, und der Erde, der schnell erwartete. So durfte sich Jogendra Singh wohl ein wenig erschöpfen gönnen nach den Kämpfen und Sorgen dieser Nacht. Und mußte er nicht drüben in nächste Dorf, den Verwandten die frohe Nachricht zu bringen?

Er wollte etwas essen, bevor er ging. Denn jetzt spürte er den Hunger nach der schlaflosen durchwachten Nacht. Doch dann machte er sich nicht auf den Weg, denn er hätte die Alte rufen müssen, die neben dem Lager der jungen Mutter hockte und gekümmert war, um ein paar Tage lang im Hause nach dem Rechten zu sehen. Er fürchtete, die Schlafenden zu stören.

Drüben im Dorf freuten sie sich an seinem Glück. Sie meinten, wie gut es doch sei, daß Mutter und Kind die Nacht überstanden. Denn wenn Frauen im Kindbett starben, so mußten ihre Seelen durch Opfer befristet werden, weil sie sonst als Gespenster im Hause zurückblieben und dem Mann Unglück brachten.

Jogendra Singh schüttelte den Kopf. Er mußte beinahe lachen, so unheimlich erschien ihm der Gedanke, Sanna, seine schöne, sanfte Sanna, sollte als Gespenst durch sein Haus schweben und es unheimlich machen, die sein guter Geist gewesen. Aber er durfte nicht lachen, denn das war ja hier so der Glaube.

Außerdem würde Jogendra Singh das Lachen doch vergangen. Denn plötzlich kam die Alte, die zu Hause neben der jungen Mutter hocken sollte, den schlafenden Weg heraus gehumpelt. Sie schrie schon von weitem: „Sie sind tot! Sie schlafen nicht. Sie sind beide tot!“

Die Palme / Skizze von Clara Wiebig

Es war das letzte Geschenk, das sie von ihrem Mann bekommen hatte; das letzte Geschenk. Einmal im Jahr pflegte Herr Schmitz zu verreisen; mit dem Postwagen ratterte er oben zum verlassenen Städtchen hinaus und hinunter zur Gasse, die an der fernen Eisenbahnstrecke im Tal: „Man muß doch auch noch was von der Welt zu sich kriegen, eh’ man sich hier ganz und für immer schlafen legt.“ Sie blieb dabei und hielt derweil Hausputz, rieb Fenster und Böden, Türen und Möbel blitzblank, scheuerte Töpfe, räumte Schränke, pflanzte im Garten, säte und begoß, schaffte mit Emsigkeit wie eine Junge, obwohl sie bei Jahren war und außerdem schon sehr rundlich.

Dann war sie abends so müde, daß ihr beim Striden schon die Augen einschliefen und die Gedanken auch, die immer hinter ihm drein liefen: Nun ist er in Frankfurt — was Emil wohl sagt? — Ob sie sich sehr mit ihm freuen — ob er sich gut unterhält — vielleicht sitzt er im Palmengarten, trinkt da Kaffee? —

Ja, im Palmengarten war er gewesen, das erzählte er gleich. Und damit sie doch auch ein Andenken an seinen Besuch im Frankfurter Palmengarten hatte, stellte er ein in dreifaches Seidenpapier eingewickeltes Etwas vor sie auf den Tisch und rief sich vergnügt die Hände: „Wisse mal aus! Welt, da freust Du dich drüber!“

Es war eine Palme. Noch jung an Jahren, eigentlich erst ein Pflümchen, breitete noch keine nennenden Wedel aus wie fern am paradiesischen Südpole, wo Papageien kackeln und Kolibris, blühend wie Wellsteine, hin und her fliegen. Sie zeigte nur erst drei, noch etwas schüchtern grüne Fächer und einen jungen Trieb. Aber wer hatte wohl hier eine Palme, hier oben, wo immer die Lüfte wehen und die Winter lang sind? Keiner im ganzen Ort. Eine Seltenheit, eine Kostbarkeit, zehn Mark hatte sie gekostet! Da freute sich auch die Frau, obgleich sie eigentlich etwas anderes erwartete: hatte: ein warmendes Tuch, eine Schürze, irgend eine Nützlichkeit oder eine Brosche zum Schmuck.

Herr Schmitz stellte seine Palme dicht ans Fenster, er zeigte sie so allen, die vorbeizogen, und sie haunten. „Nehmt kriegt sie schon das dicke Blatt“, sagte die Milchfrau. „Man sagt der Palmen nicht Blatt, man sagt Wedel“, verbesserte Herr Schmitz, „oder Fächer. Meine Palme ist eine Fächerpalme!“

Wenn der Briefträger vorbeikam, verstaubt und müde, blühte auch er schnell nach der Palme hin; die Kinder, die zur Schule gingen, blieben stehen und gafften nach ihr: ob die auch Palmfrüchte trug, so wie die Apfel? Und wenn Herr Schmitz sie in den Garten hinaus trug, dann saust fallender, warmer Regen sie bespülte und ihr das kleinste Stäubchen aus den Fächern wusch, dann blieb der und jener gewiß auch stehen, und man sprach das lange und dreien das Wänters der wunderbaren Fächerpalme.

Ein rauchtes Küchlein durfte sie bewahren, kein Zug, im Winter wurde eigens die gute Stube für sie beheizt, im Wohnzimmer wäre zu viel Ein und der für sie gewesen. Wiebe kein Ansehen oder mit ihr herumdrinnen, unverständiger Stand in vollem Licht. Und auch nicht zu warm, die Frau mußte sich stets beim Beizen nach dem Thermometer richten. Es war sie ganz ergriffen. Das war doch zwei des Genüßes, wurde denn auf sie so viel Rücksicht genommen? Die dumme Palme, wenn sie doch einginge!

Aber sie ging nicht ein. Sie wuchs immer höher, ihre Wedel wurden länger, schon neigten die sich und nicken jetzt; das blaue Grün ihrer Fächer sprach zu Herrn Schmitz vom Paradies ferner Länder, in die er gern einmal gereist wäre, Länder, in denen es keine Winter gibt und auch keinen Hunger, denn hübschweise hängen dort an Palmen die Datteln. —

Der Topf war der Palme längst zu klein geworden, man hatte für sie einen Kübel anschaffen müssen; der sollte fünfzehn Mark. Die Frau war fast zornig darüber: sie hätte ein Kleid nötig gehabt, und jetzt sollte Geld für die Palme!

Der alte Mann konnte aber jetzt den Kübel nicht mehr allein in den kühlen Regen tragen, ihm war er mit der Zeit zu schwer geworden, es mußte immer jemand mit ansetzen, und als endlich die Palme den feuchten grünen Fächer ausbreitete an langem winkendem Wedel, da starb der alte Herr Schmitz.

Jogendra Singh wachte, was das hieß. Er stand auf, ein wenig benommen wie ein Betrunkener. Er sagte kein Wort. Er wunderte sich nur, daß die Welt nicht zusammenstürzte, daß er noch so ruhig sein konnte, wo doch für ihn alles verloren war. —

Sieben Tage waren vergangen, seitdem sie Sanna und ihr Kind auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatten. Da kamen die Freunde und Verwandten zu Jogendra Singh und sagten, sie müßten jetzt damit beginnen, die Seele der Verstorbenen zu befristigen, damit sie im Hause keinen Schaden anrichte. Der Witwer wollte ihnen höflich die Tür weisen. „Aber er fand die Kraft nicht dazu, denn —“ Sanna war toten und den Erben mitgenommen, hatte er kaum etwas gegeben. Und nun ließ er alles über sich ergehen wie ein geduldiges Tier.

Sie zogen alle mit ihm hinaus an den Strand, die Verwandten und Freunde, der Fähr und das Medium, das sie zur Beschwörung brauchten. Sie stellten sich im Halbkreis um drei Kupferpfannen auf, die eine leer, die zweite mit Milch, die dritte mit Weis. Sie standen alle lange Zeit schweigend, bis der Fähr plötzlich mit wildem Sang die Seele der Toten herbei beschwor. Und dann warf er nach dem anderen eine Münze in die leere Schale: „Dann Du die Eilen laufen lassen“, Sanna“, sagte Jogendra Singh leise. — „Für den Kleid“, flüsterte die Alte. — „Für eine weiche Matte, lispelte eine Dritte. Dann lehrten sie alle mit der Seele Sannas, die jetzt bei ihnen war, ins Haus zurück.“

Im Raum, wo die junge Frau gestorben war, hockten sie sich nieder. Da lag auf der Matte das Gewand und das Kopftuch für Sannas Seele bereit. Dazu in einer Schale rote Farbe für die Eilen, Kolob, um die Augen glänzend zu machen, geduckte Früchte, ein prachtvoller Kranz und die goldenen Ohringe, die Sanna so liebte. Einer der Verwandten trat vor, eine Reisfackel in der Hand. Eine Kerze brannte auf dem hölzernen Gestell.

Und jetzt flüchte der Fähr zur Göttin Satmai: „Laß die Seele Sannas in die Reisfackel einziehen!“ Mit großen Augen starrten die Umstehenden das Licht an, wie es klein und kleiner wurde und ganz erlosch. Sannas Seele war eingezogen. Nun schwang der Fähr mit lautem, wildem Gesang die Schale über dem Haupte des sinnenden Mediums.

Plötzlich schweigen endete das wirre Schreien. Stille lastete lange im Raum. Dann flüsterte der Fähr: „Sanna, ersehe!“ Er blies dem Medium eine Wolke Weisrauch ins Gesicht: „Sanna, ersehe!“

Das Medium wogte den Körper hin und her, langsam zuerst, dann rasch und immer rascher. Es stieß wilde Schreie aus. Der Schaum trat ihm auf die Lippen. Es fiel um und lag still auf der Seite. Die anderen schrien und sangen, bis ihre Stimmen den höchsten Distanz erreichten.

Dann brachen sie plötzlich ab. Denn der Fähr fragte: „Seele, wer bist Du?“ — Das Medium flüsterte: „Sannas Seele.“ — „Hast Du noch Wünsche, die unerfüllt wären, die wir erfüllen müßten, um Dir Frieden zu verschaffen?“ — „Nein.“

Da packten zwei Männer das Medium, warfen ihm das Gewand für die Seele um, rissen es hoch. Und alles schrie: „Seele, geh fort nach Batalla, ins Reich der Geister!“ Das Medium rief sich los, hüpfte aus dem Hause, dem Strande zu. Alles lief hinter ihm her.

Nur Jogendra Singh blieb hocken. Er hatte die Augen müde geschlossen und schien nicht zu wissen, was um ihn vor sich ging. „Komm mit!“ schrie ihm einer ins Ohr. Er verstand es wohl nicht. Da packten ihn zwei unter den Armen und schleppten ihn mit zum Strand.

Das Medium stand rubia, sah auf das Wasser. Ein

Die Frau war nun allein — nicht Kind noch Regel — Freunde auch nicht mehr, alter Leute Freunde sterben, und die Jugend geht für sich. Sie war ganz allein mit der Palme. Und jetzt liebte sie die. Was sie einst nur aus Pflicht an der Palme getan hatte, das tat sie ihr jetzt aus Liebe an — seine Freude, sein Glück! Auf’s Fensterbrett stellen konnte man sie jetzt nicht mehr und die bewundernden Blicke der Vorübergehenden einheimen, wie Herr Schmitz es getan, dazu war der Kübel zu groß, ach, und es schauten auch nicht viele mehr nach ihr, Schmitz’s Palme war längst nicht mehr, und den Hauptweg nahm man auch nicht mehr hier vorbei, das Häuschen der Witwe war wie seitab gerückt. Da ließ die Frau, als es schon warm und besänftig wurde, den Kübel hinaus in den Garten tragen, am geschützten Platz wurde er da ein wenig in die Erde eingestekt, daß er fest und gesichert stand, denn ihr war gewesen, als sie ihre Palme lange betrachtend anjah, als trauerte die ein wenig. Sie hatte einen großen Schreden bekommen. Nun aber würde ihr die Freiheit gewiß gut tun, stand sie doch hier in der linden Sommerluft, kein Baum streckte seine Äste bedrückend über sie, sie konnte ganz frei und leicht atmen. War es nicht bereits, als ob ihre Wedel sich hoben, das Grün ihrer Fächer grüner erglänzte? Froh konnte die Palme hinaus in den Himmel sehen, von wo der seltsame Schmitz auf sie herab schaute.

Es war ein herrlicher Sommer. Der Frau erster Blick galt am Morgen der Palme: leht her, alle, leht, wie stolz und vornehm sie steht, wie eine Königin! Alles andere, der Fliederbusch, die Weibsdornhecke, das kleine Blumengemisch waren weiter am Weg gegen sie.

Heute war es ein Tag, der allzu heiß war. Der Palme würde er schon recht sein. Wo die bestmögliche, war es ja immer so, aber die Frau pflückte. Am Mittag zog’s in der Ferne auf, schwarz, eine Wolke mit schwarzen Rändern. Doch nicht ein Gewitter etwa? Die Frau lallerte ein wenig unruhig durchs Haus, ichloß vorsichtshalber schon jetzt alle Fenster: an ihre Palme dachte sie auch, aber der tat ja ein Regen nur gut. Sie sah nun im verdunkelten Zimmer — man sah kaum mehr etwas, es war plötzlich ganz finster — und hielt die Hände gefaltet, wie immer beim Gebet. Da, hoch, vernahm sie: „Rein Donner, ein Heulen!“ Es wälzt sich etwas heran. Ein furchtbarer Windstoß fuhr gegen das Haus, riß alle Wänters los und warf sie tragend vor die erbebenden Fenster. Und nun ein Wänters, so unheimlich — es kam näher und näher — und plötzlich im Wänters, der fächerbölliger Finsternis ein peitschendes Pfäffeln, ein Knirschen wie von springenden Kiesel — immer mehr, immer lauter, Pögel!

Jitternd war die Frau zusammengeschreckt, mit einem Aufschrei aus der Türe gestürzt! Die Palme! Hagelstöße, so groß wie Rüsse, wie Taubenerbe, die schlagen alles zusammen. Sie hatte den großen Regensturm aus dem Ständer gerissen — ein altes verärgertes Nagebiss aus Urzeiten —, schon fuhrte sie in den Garten, in das Wänters, das Saufen, das Knirschen und Pfäffeln hinein. Sie spannte den Schirm auf, streckte schweigend den Arm hoch: nun mußte es hageln, Sterne von Eis mit sachten Wänters um seinen Kern, nun mag alles niedergeschlagen werden, das Gras, die Büsche, die Blumen — ihre Palme schlug das rettende Dach aus Urzeiten.

Gepöflet, geschlagen, bemorken. Wie Rüsse, vom Baum geschüttelt, nur noch viel härter traf es sie an den Kopf. Blut lief ihr ins graue Haar.

Die gute Frau Schmitz hatte sich doch erlöst, obwohl sie sich gleich umgesehen, einen heißen Kaffee gerufen hatte und mit einer Wänters ins Bett gekrochen war. Frohschauer schüttelten sie, aber sie war doch herzlich vergnügt: die Palme jertete!

Am dritten Tag war die Witwe Schmitz tot. Sie wurde auch Herrn Schmitz beigelegt. Die Palme fand vergeblich. Möglicherweise es jemandem ein: Die sehen wir aus Grab, da wird sie sich auf ausnehmen, was soll man auch sonst damit? Und so geschah es. Und es war merkwürdig, die verärrte Pflanze, von fernem Jüfeln der Südpole stammend, breitete fröhliche Wedel aus, und ihr Gefächer, frisch und grün, erzählte von einem Paradies, das auch hier unter grauem Himmel schon ist.

Mann grub ein Loch in den Sand. Der Fähr hieb einem schwarzen Bohn den Kopf ab und ließ das Blut in das Loch laufen. Er sagte dabei: „Sannas Seele, geh fort von uns!“

Und dann warf sich das Medium plötzlich ins Wasser und tauchte unter, daß Sannas Gewand von ihm glitt. Die Wänters trugen es fort. Sannas Seele schwamm hinter ins Westerland Batalla. Nun war Jogendra Singhs Haus sicher vor ihr. So sagte der Fähr.

Der Witwer verstand ihn wohl nicht. Er schüttelte wie ein Betrunkener den Kopf. Sie drachten ihn ins Haus und legten ihn auf die Matte. Er mußte sich einen guten Schlaf: „Sannas Seele wird ihn nicht hören.“

Die wunderliche, daß Jogendra Singh sich am anderen Tag nicht sehen ließ. Deshalb betrauten sie sein Haus: „Sieh auf, Du Gangschäfer!“

Doch alles Aulen nichts. Denn Jogendra Singh schlief für immer. Er lag zugemerkelt auf der Matte, die Sannas schänten Körper getragen, und seine beiden Hände hatten sich wie lebend um die goldenen Ohringe geschlossen, die beiden so lieb gewesen. Sein Gesicht war friedlich. Es schien im letzten Schlaf zu lächeln.

Die Leute schlugen wachsend die Hände zusammen: „Da haben wir uns so viel Mühe gegeben, Sannas Seele zu bannen, und nun ist doch alles umsonst gewesen.“ Schließlich waren sie sich darüber einig, daß man mit der Befristung der Toten zu lange gewartet habe: „Wir hätten schon am fünften Tag beginnen müssen. So hat sie nie gehabt, dem armen Jogendra Singh doch noch zu schaden.“

Der englische Arzt freilich, der den Totenschein ausstellen mußte, fluchte: „So ein Unfuss!“ Das dumme Volk hat ihn verhungern lassen in seinem Schmerz um Sanna, die Schöne und Beste.“

So zog Sanna nicht allein ein in das Land Batalla.



Rosinenanlese auf dem Totenbett.

Skizze von Max Jungnickel.

Gestern ging ich mit dem alten Dorfparier durch die Abendstunde. Abendstunde über Wänters, Wald und Feldern, als hätte ein riesiger Engel seine Flügel müde über der Erde zusammengefasst. Sein Sternenanblick blüht nun still und andächtig hernieder. Der alte Dorfparier ist so eine Art Bauernphilosoph: Storrig, immer mit beiden Füßen auf der Erde stehend, und doch mit einem Gesicht, so von innen heraus bestrahlt. Ein Stück Dorfparier ist er. In seinen vierzig Amtsjahren, hier im Dorf, hat er soviel Menschenchicksale erlebt, daß wenn er sie niederschriebe, sicherlich ein Buch voll würde, so did wie die Bibel, die vergibt und mildert auf seinem Schreipult dahinter liegt. — Und nun, wo das Buch seines Lebens fast zu Ende geflüstert ist, kommen ihm, wie längst entschwundene Sonnenstrahlen und Sterne und Lichter, wieder die Schicksale ins Gedächtnis. Und er wärmt sich daran, scherzt mit einer leisen Wehmüt darüber, erzählt sie mit frohlichem Spott, und wenn er zu Ende ist, dann geht er wieder mit nachdenklicher Schwermut seines Weges. —

Da war also eine Wänters im Dorf, voran zog Jahre ist es wohl her. Die Mutter vom Schindler war’s, die alte Weib. Eine Frau, die immer schaffen mußte. Wenn sie nicht arbeitete, war sie knurrig und schlecht gelaunt. Aber wenn sie so mitten in der Arbeit lag oder stand, dann konnte sie sogar noch singen und Geschichten erzählen. Wie ein alter, grauer Fähr blieb sie dann in ihrer Lärmungspinnung hängen. Eines Tages laste sie plötzlich, mitten in der Arbeit, zusammen. Was aber heiterer Himmel von einem Wänters getroffen. Schlaganfall. Der Arzt hielt, daß die Schindler’sche Frau ab-

geschmetzt. Man raff den Postor. Und der gibt der Alten das letzte Abendmahl.

So vergeht Tag auf Tag. Eine ganze Woche vergeht. Am neunten Tage denkt der Fähr wieder an die alte Mutter Weib. Ihr Zustand war doch hoffnungslos. Sollte sich der Arzt geirrt haben? Es ist doch kein Totenschein da.

Er geht also zu ihr hin. Sie sitzt im Bett wie erloschen, bleich und grau. Aber ihre Augen leben noch. Und diese wachen Augen ruhen sorgfältig auf einem Berg — Rosinen, der sich vor ihr auf der Bettdecke ausbreitet. Und neben dem Rosinenberg steht eine Schüssel. Mit fahigen, aber genauen Fingern rührt sie die Rosinen aus. Die guten kommen in die Schüssel, die verkrüppelten und vermurrtet läßt sie liegen. Und das alles tut sie so emsig und so hingebend. Sie hält noch nicht einmal in ihrer Arbeit an, als der Pastor schon an ihrem Bett steht, der kann seine Verwunderung nicht unterdrücken: „Ma nu, Mutter Weib, schon wieder tüchtig bei der Arbeit? Es geht wohl wieder besser?“

Aber die Alte schüttelt den Kopf, in ihrer Stimme kracht und zittert eine stumme Wehrhaftigkeit mit: „Ne, ne, Herr Pastor. Es geht wänters nicht mehr. Aber so is es nu bei uns: Gebaden muß wer’n, wenn ich sterbe. So ist es immer gewesen. Un wenn ich sterbe, denn ist’s auch so viel zu tun im jansen Hause. Da lese ich wänters schon immer de Rosinen zu’n Kuschen aus. Es soll doch Rosinenkuchen geben, wenn ich sterbe.“

Bei den letzten Worten zittert es um ihren Mund, und die Augen bliden noch trüber Fröhllichkeit. Zwei Tage später war sie tot. Beim Beischlafmaus gab es tatsächlich Kuschen mit viel Rosinen darin. So ging die geistliche Großmutter Weib aus dem Leben. Sie hatte ihre Haus bestellt bis zum letzten Atemzuge. Das nenn’ ich ein glücklich Sterben.

Die Speisung der Toten.

Qualgeister müssen befristet werden und befristet werden. — Warum der Ägypter Hausrat, Lebensmittel und Konfiguren mit ins Grab nahm.

Von Christian Wesemann.

Wenn wir am heutigen Tag der Toten gedenken, ja schreibt uns die verjüngende und von Liebe erfüllte christliche Lehre unsere Handlungen vor. Wir sollen uns dankbar an diejenigen erinnern, die uns in ihrem Leben nahegekommen haben. Wohl stimmt uns dann diese Erinnerung nachdenklich, wohl bricht in vielen Herzen eine kaum verheilte Wunde wieder auf, doch der wunderbare Balsam der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung in einem späteren Leben lindert den Schmerz.

Grundverschieden von dieser christlichen Auffassung ist der Standpunkt, den andere Völkerstände den Verstorbenen gegenüber einnehmen. Den babylonischen Volksglauben erfüllte die Furcht vor den Totengeistern. Nur deshalb legte man auf eine sorgfältige — besser gesagt sichere — Beistattung der Abgeschiedenen größten Wert. Die Geister sollten um jeden Preis daran verhindert werden, ihre Gräber zu verlassen und den Lebenden zu schaden. Die Furcht ging soweit, daß in der babylonischen Sprache das Wort Stimm gleichzeitig für Dämonen und für Totengeister gebraucht wurde. Die Seelen, denen es gelungen war, ihren Gräbern zu entfliehen, irrten — so glaubte man — im Freien umher, wurden vom Hunger geplagt und stürzten sich wie Hunde auf alles, was sie fanden.

Deshalb nahmen Totenbeschwörungen einen großen Raum im religiösen Kult der Babylonier ein. Aber auch das genügte nach Auffassung der Priester nicht, um den Lebenden Ruhe vor den Geistern zu verschaffen. Man mußte den Abgeschiedenen Tranopfer bringen, um sie gewissermaßen bei guter Laune zu erhalten, und die Erinnerung an die Toten wachrufen, um ihnen zu schmeicheln. So fanden in Gegenwart der Angehörigen und Freunde des Verstorbenen über seinem Grabe Feiern statt, bei denen alle Vorzüge des Verstorbenen gepriesen wurden.

Eine ähnliche Furcht vor den Geistern tater Aferwanden hat sich verschiedentlich im Orient bis auf den heutigen Tag erhalten. Vorderindische Stämme glauben, Frauen, die im Kindbett sterben, verfluchten als Geister im Hause ihres Mannes zurückzubleiben, um den Witwer zu quälen. Deshalb müssen solche Tote beschworen und gewissermaßen mit Gewalt dazu veranlaßt werden, das Haus zu verlassen und ins Totenreich zu wandern. Die gleichen Urtriebe schreien bei dort Wänters zu, die unterbetattet sterben. Ihre Geister müssen durch einen nachträglichen Gebend versöhnt werden.

Aus diesem Glauben hat sich der seltsame Brauch der Toten hochzeiten entwickelt. Sobald in dem gleichen Ort, in dem ein Wänters starb, ein Knabe aus dem Leben schied, wird die Verlobung zwischen den beiden dadurch angedeutet, daß die Verwandten des Wänters eine Münze zwischen zwei Wänters stehenden und beide vor dem Hause der Verstorbenen aufhängen. Wenige Tage darauf findet die Hochzeit statt, bei der zwei auf den Boden gezeichnete Figuren das Paar darstellen. Braut und Bräutigam legt man Wänters und Schind und Gegenstände auf die Hände und überlegt diese dann mit Wasser. Die Trauung ist vollzogen, der Geist findet Ruhe.

Der Totenkult der alten Ägypter wurde durch ihren Glauben an den Ra bestimmt. Dieses Wesen wachte dem Körper eines jeden Lebenden inne, stellte aber nicht seine Seele dar, sondern eine Art von Schutengel: es war ein guter Geist, der ihm Glück, Gesundheit und Freude spendete. Dieser Ra zog mit dem Menschen in das Totenreich ein, behielt ihn auch dort als seine Beistattung. Deshalb mußte der Körper des Toten erhalten bleiben, damit der Ra jederzeit wieder von ihm Besitz ergreifen konnte. Um des Ra willen war dem Toten Hausrat aller Art mit ins Grab zu geben und Speise und Trank für die Ernährung des Schutgeistes auf die Opferaltäre der Gruft zu stellen. Auf die gleiche Weise hatten die Hinterbliebenen an den Totengedächtnissen, von denen es im Jahre mehrere gab, für das Wohlergehen des Ra zu sorgen, indem man Brot und Getränke auf die Tafel stellte, die am Eingang zur Grabkammer stand und vor der stehend der Verstorbene gemalt war. Auch auf diese Tafel selbst zeichnete man die zur Totenmahlzeit gehörenden Nahrungsmittel, und darunter schrieb man eine Zauberformel. Dem ägyptischen Glauben zufolge brauchte der Verstorbene bzw. sein Ra diese Formel nur auszusprechen, und die gemalten Lebensmittel verwandelten sich in wirkliches Brot und in Getränke. Jeder Lebende, der die Grabstätte besuchte, war verpflichtet, diese Zauberformel zu sprechen, um den Ra zu unterstützen.

Die Sorge um das Wohlergehen des Ra trieb man so weit, daß man ihm daselbe bequeme Leben zu sichern suchte, wie er es als Mensch auf Erden geführt hatte. Deshalb gab man dem Verstorbenen Nachbildungen seiner Hauseinrichtung mit, kostbare Sessel und Trüben, wie sie im berühmten Grabe des Tutanchamon gefunden wurden. Konfiguren seiner Frauen, seiner Diener und Sklaven. Außerdem wurden die Wände der Grabkammer mit Gemälden versehen, die Szenen aus dem Leben des Verstorbenen darstellten. Die erwähnte Zauberformel sollte nun dafür sorgen, daß der Ra dieses durch die Konfiguren und die Zeichnungen veranschaulichte Dasein weiterleben konnte.

Totenopfer ähnlich den ägyptischen kennen die Chinesen, die typischen Vertreter des Ahnenkultes. Das Opfer für die kaiserlichen Ahnen war eine Lachsanglegenheit. Sie führte den Titel „Beistattung mit Speisen und Getränken“ und fand viermal im Jahre statt, und zwar zu Beginn der Jahreszeiten. Durch diese Opfer wollte man den Geist der Ahnen für die betreffende Jahreszeit erwirken. Am letzten Tage des Jahres aber fand ein Opfer für sämtliche Toten statt, das der Kaiser selbst darbrachte. Außerdem wurden im ganzen Reich die Gräber besucht und geschmückt und Opfergaben auf ihnen niedergelegt. Ferner gab man Getränke über die Grabstätten. Auch diesen Gebräuchen lag der unferne christlichen Empfinden fremde Gedanke zu Grunde, die Lebenden müßten sich durch Gaben das Wohlwollen der Toten erwerben. Die Wiebe, die im deutschen Gedenken an die Verstorbenen zum Ausdruck kommt, hat mit materiellen Ermahnungen nichts zu tun.